



Leseprobe

Franz Hohler

Der Autostopper

Die kurzen Erzählungen

Bestellen Sie mit einem Klick für 19,99 €



Seiten: 768

Erscheinungstermin: 03. November 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die erste vollständige Sammlung sämtlicher kurzer Erzählungen von Franz Hohler.

Erstmals in einem Band versammelt: sämtliche kurzen Erzählungen Franz Hohlers. Mit einem Nachwort von Beatrice von Matt.

Vor über vierzig Jahren erschien mit dem Band »Idyllen« Franz Hohlers erste Sammlung mit kurzen Erzählungen. Der Titel kann in seiner ironischen Brechung als Programm verstanden werden: Idyllisch geht es in diesem Band und in den weit über einhundert anderen Erzählungen, die Franz Hohler seither geschrieben hat, allenfalls auf der Oberfläche zu. Im Untergrund rumoren dunkle Kräfte und brechen hervor, ohne sich um den schönen Schein des Alltags zu kümmern. Eine buntere, phantasievollere, manchmal auch böse und abgründige Welt zeigt sich. Sie verstört den Leser vielleicht, macht ihn aber auch mit den Kehrseiten des Lebens bekannt, von denen jeder weiss, dass sie existieren, auch wenn sie sich lange ruhig verhielten und unsichtbar blieben.

Erstmals sind in diesem Band sämtliche kurzen Erzählungen von Franz Hohler gesammelt. Das macht diesen Band zu einem imposanten Zeugnis höchster Erzählkunst aus dem über vierzigjährigen Schaffen eines der bedeutendsten Autoren seiner Generation – und zu einem beispiellosen Lesevergnügen.

Beatrice von Matt, Kritikerin und langjährige Literaturredakteurin der Neuen Zürcher Zeitung, hat das Werk von Franz Hohler schreibend begleitet. Für diesen Band hat sie ein informatives und höchst lesenswertes Nachwort verfasst.

Franz Hohler
Der Autostopper

Franz Hohler

Der Autostopper

Die kurzen Erzählungen

Mit einem Nachwort
von Beatrice von Matt

Luchterhand

Inhalt

- 7 IDYLLEN
- 93 WO?
- 169 EIN EIGENARTIGER TAG
- 263 DER MANN AUF DER INSEL
- 381 DA, WO ICH WOHNE
- 457 DIE BLAUE AMSEL
- 551 ZUR MÜNDUNG
- 647 DAS ENDE EINES GANZ NORMALEN TAGES

IDYLLEN
(1970)

A

B

C

D

E

F

G

H

I

K

L

M

N

O

Ö

P

Q

R

S

Sch

St

T

U

V

W

X

Y

Z

Aarespaziergang

Lue s Bärli, sagt die Mutter am Bärengraben zu ihrem Zweijährigen, während sich drunten im Betonverlies ein zottiger Riese auf die Hinterbeine hebt und das tut, was man von oben als betteln bezeichnet. Träfe man ihn in dieser Haltung auf freier Wildbahn, man erschräke zu Tode, so aber kommt er seiner Pflicht nach, rührend und tolpatschig zu wirken. Ein nußbrauner Diplomat wirft mit zierlichem Schwung einige Rübchen hinunter. Er ist offenbar noch neu in Bern. Das Münster starrt zuversichtlich in den Nebel, und das Bundeshaus thront kahl und unwiderleglich über der Aare. Es ist einig, einig, einig. Beim Dählhölzli stehe ich manchmal vor den Tiergehegen still, grüße ein Wildschwein, das aus irgendeinem Grund den feuchten Boden aufwühlt, aber es beachtet mich nicht. Dabei gehöre ich zur Krone der Schöpfung. Der Kies auf dem Terrain des Gartenrestaurants ist zu sauberen Häufchen zusammengewischt, Tische und Stühle sind keine mehr da, die Birnen sind aus den Fassungen herausgeschraubt. Ein Wegweiser versucht mich zu überzeugen, daß es nach Thun nur 6 Std. 40 Min. sei, aber ich bin sicher, es ist viel weiter. Auf dem Gurten gehen ein paar Lichter an. Ein leerer Lastwagen holpert über den Schachen. Jetzt ist die beste Zeit für Herbstgedichte.

Basel

Ich sitze im Hotel Hecht und schaue auf den Rhein. Am andern Ufer steht die alte Universität, daneben das blaue und das weiße Haus, welches der Basler Regierung für ihre Empfänge dient. Auf einem schmalen Haus direkt gegenüber ist zu lesen

Fritz Richter
Bettfedern
Dampfreinigung

Das Haus ist so schmal, daß zwischen jeder Zeile ein Stockwerk liegt. Daneben ist die Confiserie Spillmann, ich sehe von hier aus, wie sich die Kellner zwischen kuchenessenden Damen durchschlängeln. Der Erker in der Mitte der Rheinbrücke heißt Käppelijoch, früher soll man dort gebetet haben. Über die Brücke gehen Leute, fahren grüne Trams und viele Autos, ab und zu hupt ein Krankenwagen, aber im dichten Verkehr gelingt es ihm nie, so zu rasen, wie man das von einem Krankenwagen erwartet. Alle zehn Minuten fährt unten ein Rheindampfer vorbei, seine Form ist der des Rheines angepaßt, lang und schmal. Flußaufwärts haben viele ein bißchen Mühe, zum Beispiel kam heute ein Schiff mit Sutter-Kies fast nicht vorwärts. Ich frage mich, ob Herr Sutter darüber im Bild ist, vielleicht sollte man ihm telefonieren.

Ich bin hier in Kleinbasel, es sieht ganz so aus, als ob dies von jeher der weniger edle Teil von Basel gewesen sei. Zum Beispiel ist auf der andern Seite der Straße ein Hundebad und links und rechts davon zahlreiche Coiffeurläden (Mod. Haarpflege).

Im Schaufenster des Hundebades sind Metallkämme und Gummibürsten ausgestellt, auch ein Buch »Mein Freund – der Pudel« sowie eine Tafel, daß man hier seinen Hund trimmen und scheeren lassen könne. Ein Haus weiter arbeitet ein tschechischer Emigrant an Bildern zu einem Kinderbuch, das noch kein Verlag angenommen hat. Das ist mir unverständlich, denn das Kinderbuch ist von mir. Man findet hier viele verblaßte Aufschriften wie Eis-Fabrik, Tapeziererwerkstätte, Schildermalerei. Wo früher eine Leder- und Fellhandlung war, bietet heute der Casanova-Discount als Sensation eine dreiteilige Bettumrandung an. Auf einem Restaurantschild steht der Untertitel »Maison meublée«, und das Männerheim der Heilsarmee ist ab 23 h geschlossen. Es befindet sich ganz in der Nähe der Staatlichen Arbeitslosenkasse, welcher auch das Einigungsamt angegliedert ist. Trödlerläden versuchen mit vollgestopften Schaufenstern auf sich aufmerksam zu machen, »Antiquariat und Leihbibliothek« heißt ein Geschäft, dessen Schlager mit Bleistift auf ein gehäuselttes Papier geschrieben ist:

außerordentlich günstige Gelegenheit
Liebesromane
3 Stück = 10 Rappen

In einem andern Schaufenster habe ich alte Jahrgänge einer Zeitschrift für Eisenbahnamateure gesehen. Das hat mich daran erinnert, daß ich einen geschiedenen Onkel habe, der sich seit Jahren nur noch mit Eisenbahnen beschäftigt. Als ich ihn das letztemal sah, sagte er mir, er arbeite sich jetzt gerade durch die schottischen Lokomotiven der Jahrhundertwende durch. Damit das auch etwas mit Basel zu tun hat, füge ich noch bei, daß solche Leute nie in Kleinbasel wohnen würden.

Chur

Chur ist die Hauptstadt des Kantons Graubünden. Dieser Kanton hat von der ganzen Schweiz die höchsten Ausgaben für Schulbücher, denn er gibt sie in sieben Sprachen heraus, in deutsch, italienisch und den fünf Formen des Rätoromanischen.

Chur ist so etwas wie eine alpine Stadt, obwohl der Calanda mit seinen 2800 Metern noch nicht als Alpengipfel gilt. Der Wald am Calanda hat einmal gebrannt, vor etwa 25 Jahren, das habe ich letzten Sommer im Safiental bei einem Gespräch unter Pilzsammlern gehört.

In Chur steigt man um, wenn man ins Bündnerland in die Ferien fährt, die rhätischen Bahnen haben eine andere Spurweite. Ich bin dutzendemale in Chur umgestiegen, bevor ich das erstmal durch die Stadt ging. Durch den Teil, der als sehenswert gilt, führen rote und blaue Fußabdrücke als Wegweiser.

Ich kenne zwei Schauspieler, die aus Chur kommen, der eine lebt in Zürich, der andere kämpft in einem Kölner Kabarett für den Sozialismus. Der Churer oder überhaupt der Bündner Dialekt gehört in der Schweiz zu den beliebtesten Dialekten, aber ich bin froh, daß ich ihn nicht spreche, denn er verpflichtet einen zur Urchigkeit.

Wer in Graubünden nicht Romane ist, ist Walser. Das sind deutschsprachige Kolonisten aus dem Wallis, die vor etwa tausend Jahren in dieses Gebiet auswanderten und heute Gegenstand volkskundlicher Untersuchungen sind. Die Gewährleute dieser Untersuchungen sind verrunzelt und freundlich; wenn man echtes Volksgut sucht, fragt man immer die Alten. Die meisten von ihnen haben Blutgruppe 0, wie alle richtigen Urvölker.

In einem Buch über die Walser habe ich den Satz gelesen: »Wo der Walserlaut noch erklingt, ist Walserheimat – *Walsertum ist Sprachvolkstum!*«

Aber auch die Romanen eignen sich für Untersuchungen, vor allem ihre Sprache. Man tut gut daran, einem Bündner gegenüber zum Beispiel das Surmeir nicht als Dialekt zu bezeichnen; ich kenne einen Herrn aus Filisur, der mir sagte, er spreche eine Sprache, die außer ihm nur noch sieben oder acht Menschen sprächen. In Chur wird ein Dictionnaire der gesamten rätoromanischen Sprache herausgegeben. Jedes Jahr erscheint ein neues Heft, im Moment steht man beim Buchstaben d. Unter a war ein ganzes Heft der Wortgruppe »pflügen, Pflug« von lateinisch arare gewidmet. Einen Linguisten packt eine leise Wehmut, wenn er einen Bergbauern mit einer Mähmaschine sieht.

Chur hat auch ein Stadttheater, das von Januar bis April ein eigenes Ensemble mit eigenen Inszenierungen unterhält, ab und zu gelingt es einem unbekanntem Schriftsteller, ein Stück aufzuführen zu lassen, das die andern Schweizer Bühnen abgelehnt haben. Bertolt Brecht hat hier vor zwanzig Jahren seine Antigone inszeniert.

Dann kenne ich noch zwei Oltner in Chur. Der eine ist Redaktor und lebt mit seiner Mutter zusammen, die er immer mitnimmt, wenn er umzieht, der andere, ein junger Deutschlehrer, fuhr letzten Frühling mit dem Auto über die Furka und wurde von einem Felsbrocken totgeschlagen, weil man ihn bei einer Sprengung nicht gewarnt hatte.

Sicher ist es von allgemeinem Interesse, wenn ich einmal ein böhmisches Dorf beschreibe. Ich fange deshalb ohne Umschweife an.

Meistens sind die böhmischen Dörfer locker gebaut und haben etwas Zufälliges. Es ist nicht zwingend, daß sie dastehen und daß sie gerade so dastehen, man kann ihnen nichts nachweisen, sie tun nichts, um sich einem einzuprägen. Sie glauben so wenig an sich selbst, daß man kaum an ihre Existenz glaubt. Wenn man in einem böhmischen Dorf eine Panne hat, tauchen lautlos ein paar Kinder auf und schauen lautlos zu, wie man damit fertig wird.

Auf der Ortstafel steht etwas wie Kněžvice oder Štrbov, und daneben liegt der Feuerweiher. Ob er künstlich oder natürlich ist, läßt sich bei den wild überwachsenen Ufern nicht sagen, Holderbüsche hängen hinein, oder Weißdorn, vielleicht auch Schwarzdorn, der soll ja noch weißer sein. Weil es nie brennt, ist der Spiegel völlig mit Algen überzogen und liegt da wie eine verrostete Maschine. Was nach der Ortstafel kommt, läßt sich nicht voraussagen. Vielleicht ein Hof, ein richtiger Hof, mit einem Hof in der Mitte. Sicher ist: man sieht keinen Menschen. Es könnte auch gleich der einzige Laden des Dorfes kommen, ohne Schaufensterchen, nur mit der Aufschrift »smíšený zboží«, was man mit »Colonialwaren« übersetzen müßte. Sicher hat es auch eine Wasserpumpe, eine böhmische Wasserpumpe, vielleicht zwei oder drei. Es ist nicht möglich, das Gemeindehaus ausfindig zu machen, und weil niemand da ist, kann man auch niemanden fragen. An den Telephonmasten hängen Lautsprecher,

immer zwei und zwei, aber man zweifelt, ob es hier etwas zu verkünden gibt. Möglicherweise ist im Dorf eine Abzweigung, auf einer Art Platz, wo zum Beispiel ein Schulhaus steht, das man an seinen hohen Fenstern und den zwei rostigen Kletterstangen erkennt. Irgendwo hängt an einem krummen Holzgestell eine Feuerglocke, die jeder ziehen kann, ohne eine Scheibe einzuschlagen. Obwohl es hier Bauern geben muß, sehen die Häuser nicht bäuerlich aus. Die Kirche ist eine Mutprobe, sie kann jeden Augenblick zusammenfallen. Manchmal steht in einer Nische über dem Portal ein Heiliger und schaut mit zerbröckelndem Blick zum Himmel, die Hand auf der Brust. Er heißt Wenzel.

Ein paar unordentliche Gärten mit Dahlien und Rhabarbern, ein paar Gänse, und das Dorf ist zu Ende. Man versucht noch einmal den Namen zu wiederholen und buchstabiert schon den nächsten.

Endingen

(Gespräch mit einem jungen Autostopper)

Ich: So, Si chöme vo Endinge? Dasch dört, wo früecher d Jude gwohnt hei.

Er: Jo.

Ich: Hets hütt no?

Er: Fasch keini me. Z Lengnau hets no nes Altersheim mit Jude.

Ich: Und wohne vill drin?

Er: Öppe hundert Shtück.

Friedhof

F

Mitten in den Häusern von Schwabing ist ein Stück Hoffnung ausgespart, der alte Nordfriedhof. Er ist schon längst nicht mehr in Betrieb, aber man hat ihn stehengelassen, weil verwitterte Marmorplatten und halb geneigte Grabsteine unter großen Weiden etwas Beruhigendes haben. Der Tod wirkt hier nicht mehr so frisch, man hat das Gefühl, auch er sei vergänglich. Seine Opfer sind zum Teil schon unleserlich geworden, beklagt werden sie von niemandem mehr, nicht einmal die in Granit gehauene Apothekenbesitzerswitwe. Das einjährige Weinhändlerskind wäre jetzt 104 Jahre alt, wahrscheinlich ist es doch besser, es ist gestorben. Oder der unaufhaltsame Aufstieg der Familie Moser, dargestellt auf einer Grabplatte in 6 Abschnitten:

1. Frau Moser Forstratsgattin
2. Frau Moser Oberforstratsgattin
3. Frau Moser Prakt. Arztensgattin
4. Frau Moser Professorsgattin
- Intermezzo: Ein kleiner Moser stirbt als Hauptlehrersöhnchen
5. Frau Moser Regierungratsgattin

Und alle wollen in den Himmel.

Gelsenkirchen

Gelsenkirchen ist nichts für Reiseführer. Diese bevorzugen übersichtliche Städte mit gut erhaltener Altstadt, einigen bemerkenswerten Fachwerkbauten und dem Dom aus dem 14. Jahrhundert (spätgotischer Altar im rechten Seitenschiff). Gelsenkirchen besitzt nichts von alledem, ist aber trotzdem eine Stadt. Wenn man von der Autobahn her kommt, weiß man nicht, soll man links, rechts oder geradeaus fahren, denn überall geht es nach Gelsenkirchen. Der fehlende Stadtkern wird durch ein reiches Angebot an Stadtteilen geschickt vertuscht, Gelsenkirchen-Buer, Gelsenkirchen-Horst, Gelsenkirchen-Schalke, Gelsenkirchen-Erle – vor allem Schalke hat etwas Listiges. Da die Stadt laut Baedeker »im Herzen des Ruhrgebiets« liegt, ist sie von anderen Städten wie Oberhausen oder Wanne-Eickel nicht recht zu unterscheiden, es gilt Debussys Ausspruch über Wagners Musik: »Ça ne commence pas, ça ne finit pas, ça dure seulement.«

Alles, was es ist, verdankt es den karbonen Kohlenflözen unter seinem Boden, aber in der Werbeschrift der Stadt steht, daß Gelsenkirchens rustikales Image als Kohlenstadt längst unzutreffend ist. An seine Stelle ist eine mobile Infrastruktur und eine wohlüberlegte Steigerung des tertiären Sektors getreten, was immer das bedeuten mag. Auf einer Fahrt durch Gelsenkirchen werden einem verschämt ein paar Zechentürme und Raffinerien gezeigt, man streift einige Kanäle und Hafenanlagen, vernimmt, daß 70 Prozent des deutschen Treibstoffs hier hergestellt werden, daß aber jetzt weniger die Kohle, sondern die Chemie und das Glas, und dann kommen die Grünanlagen. In Gelsenkirchen ist die Natur das Unnatürliche. Sie wird deshalb wie etwas sehr Seltenes

gezeigt und in ihrer Entwicklung nicht dem Zufall überlassen. So wurde das Wäldchen an der Uhlenbrockstraße in Scholven/Bergmannsglück kürzlich vom Oberbürgermeister den Bewohnern als neue Erholungsstätte übergeben. Nachdem es die Stadt gekauft hatte, wurde es erst einmal gründlich durchforstet, es wurden 870 Meter neue Wege angelegt, und vier Eingänge sorgen für einen geordneten Besucherverkehr. Für die Kinder gibt es eine Spielecke und für die Invaliden verschiedene Skattische. So hat jeder sein Plätzchen, oder korrekter gesagt, seine Zone, denn jede rechte Grünanlage ist in Zonen unterteilt, zum Beispiel Geselligkeits-, Bade- und Spielzone, oder Zone für Begegnungen älterer Menschen. Alle Grünanlagen zusammen bilden die sogenannte Grüne Lunge, mit der das Herz des Ruhrgebiets am Leben erhalten wird.

Da ich von Industrie nichts verstehe, kann ich weiter nicht mehr viel über Gelsenkirchen berichten. Es gibt hier eine Kreisgruppe des Bundes hirnverletzter Kriegs- und Arbeitsopfer e. V., sowie den Verband bergbaugeschädigter Haus- und Grundeigentümer. Das Theater ist ein großer Glasbau, und ein Herr Riebe organisiert in der Aula der Bildungsanstalt für Frauenberufe Casinokonzerte. Wie in jeder deutschen Stadt gibt es auch hier einen Branddirektor und mehrere Oberbrandräte. Die Zentrale für den Bergmannversorgungsschein befindet sich an der Vattmannstraße, aber ich weiß nicht, wer Vattmann war.

Doch, wie gesagt, auch der Reiseführer ist solchen Orten gegenüber, in denen bloß gewohnt und gearbeitet wird, ratlos. Er spielt ein paar triste Backsteinbauten hoch und geht dann rasch zu Göttingen über, dort gibt es anständige Fachwerkhäuser und einen Gänselieselbrunnen.

Herisau

Das Casino ist ein gemeinnütziger Bau mit hohen Fenstern, 1838 erstellt und seither für kulturelle Zwecke benutzbar, beispielsweise spielt das Bernhard-Theater nächste Woche den Schwank »Der Pantoffelheld«, das Plakat verspricht Lachen! Lachen! Lachen! Auch der Jodlerklub probt hier, er ist gestern am Stammtisch gegessen; vor allem ist mir ein Mädchen mit aufgesteckten Haaren aufgefallen, von dem ich das Gefühl hatte, wenn es jodle, töne es ein bißchen gewürzt.

Herisau ist keine Stadt, aber auch kein Dorf. Eine größere ländliche Siedlung mit zentralen Funktionen gilt laut Schweizer Lexikon als »Flecken«. Trotzdem würde niemand die Frage stellen: Aus welchem Flecken kommen Sie?

Am Barometerstand von Herisau steht gleich neben der Höhenzahl eine Distanzentabelle, Paris 537 km, Berlin 640 km, Rom 665 km, Wien 535 km, Herisau ist ungefähr in der Mitte. Die Höhe über dem mittelländischen Meer ist mit 777 m angegeben. Die appenzellischen Hauptplätze haben immer etwas Piazzahaftes, obwohl viele Wirtschaften »Schäfli« heißen. Auch fällt einem auf, wie viele Fenster die Häuser haben, oft sind sogar die Außenwände zwischen den Stockwerken nochmals in Form von Fenstern gebaut.

Wenn man in Herisau eine Anspielung auf Sau macht, wird man darauf hingewiesen, daß der Ort einen balkentragenden Bären im Wappen hat, wahrscheinlich ist es der, der dem Hl. Gallus geholfen hat, seine Zelle zu bauen. Für die Etymologie der Ortsnamen ist übrigens Professor Sonderegger zuständig, er hat sich mit zwei Bänden über die Orts- und Flurnamen des Kan-

tons Appenzell habilitiert und hält seither in Zürich donnernd und knirschend Vorlesungen über altgermanische Probleme. Die Meglisalp muß einmal einem gewissen Megelin gehört haben.

Der netteste Herisauer ist mit Abstand Herr Näf.

Ignaz Heim-Platz

Darunter kann sich niemand etwas vorstellen. Man muß sagen »Pfauen« oder »Kunsthhaus«, wenn man sich einem Zürcher verständlich machen will. Das liegt vielleicht daran, daß man gar nicht merkt, daß es sich um einen Platz handelt, und wenn man es merkt, denkt man bei seinem Anblick nicht an Ignaz Heim, um so mehr, als man nicht weiß, wer Ignaz Heim war. Da sein Denkmal direkt hinter dem Kiosk- und Bedürfnishäuschen steht, kommt man auch nicht auf die Idee, es anzuschauen.

Es ist überhaupt nicht üblich, sich auf diesem Platz irgend etwas anzuschauen. Manchmal sieht man Fremde vor dem Kunsthhaus stehenbleiben und den Kopf über die Aufschrift von Rodins »Jüngstem Gericht« beugen, aber wenn sie gesehen haben, daß es kein Original ist, gehen sie erleichtert weiter. Das Kunsthhaus selbst ist ein düsteres Gemisch aus einem Jugendstilbahnhof und einem Freimaurertempel. Es besteht aus einem länglichen und einem klotzigen Teil; die Nischen zwischen den Fenstern des länglichen Teils sind durch allegorische Figuren belebt, während der klotzige Teil von drei großen Darstellungen zum Thema »Mensch und Pferd« dominiert wird. Die Fenster sind ziemlich hoch, Bilder brauchen Licht, wie wir alle. Im linken Ende des Kunsthhauses ist die Bank Leu untergebracht, zwei Messingtafeln flankieren den Eingang: »Change« und »Cambio«. Der neue Anbau des Kunsthhauses ist das einzig wirklich schöne Haus am Platz. Es ist ein nüchterner Pfahlbau, darunter befindet sich ein Restaurant, in dem man sich von einer Ausstellung oder einem Theaterbesuch mit Sardellenbrötchen erholen kann, und das ganze Trottoir davor ist mit großen Steinfliesen ausgelegt.

Solche aufwendigen Sachen bezahlt in Basel die Chemie und in Zürich die Familie Bührlé.

Der ganze Platz läuft fast versehentlich auf das Schauspielhausgebäude zu, das sich mit einer zerschissenen Fassade gegen diese Ehre wehrt. Ein dreistöckiges Haus mit zwei Erkertürmen und einem leicht vorgeschobenen Mitteltrakt, im Giebfeld ein eiförmiges Zürcher Wappen und zwei Füllhörner aus Stein, über dem Haupteingang die Aufschrift »Schauspielhaus«, links davon in gleicher Höhe »Blumen in alle Welt« und rechts »Buchhandlung«. Die ganze linke Fassadenhälfte hat man übrigens zu Reklamezwecken vermietet, man liest darauf »besser informiert – Neue Zürcher Zeitung«. Besser als wer steht nicht, vielleicht ist das Schauspielhaus gemeint.

Davor ist eine Tramhaltestelle, Nummer 5, 8 und 9, Drähte hängen herum, die ihrerseits wieder von quergespannten Drähten gehalten werden, die parallelen Drähte einer Trolleybuslinie kreuzen sie, Autos fahren in sechs Richtungen um die Asphaltinsel, welche das Zentrum des Platzes bildet, mit ein paar Bäumen, roten Bänken, einem Taxistandplatz und drei Telephonkabinen, die immer besetzt sind. Auch eine Säule ist da, über welche man die Polizei rufen kann, Hebel kurz drücken, Meldung abwarten, heißt es darauf, wenn man also eine Meldung hat, muß man zuerst die andere Meldung abwarten; ferner ein Kiosk, ein dorischer Kiosk, den Säulen nach zu schließen, aber mit einem Dachreiter auf dem First. Der hintere Teil davon dient als WC, an einer Tür hat es ein Täfelchen mit einer Frau drauf, an der andern Tür nicht, dafür zeigt die abgewetzte Stelle in Bodennähe, daß diese Tür öfters mit dem Fuß aufgestoßen wird, hier verkehren also die Männer.

Rechts gegenüber vom Schauspielhaus steht das Pianohaus Jecklin, bedeutend besser im Stand gehalten, weil es einem Privatmann gehört, und links gegenüber ein vierstöckiges Eck-

haus, das aus der Pionierzeit des Wohnblockbaus stammt, mit durchgehenden Balkonen auf die Sonnen- und Lärmseite und dem Titel »Haus am Heimplatz«. Vis-à-vis vom Kunsthause schließlich befindet sich der Turnplatz der Kantonsschule, eingerahmt von zwei brüchigen Turnhallen, man hat das Gefühl, schon ein Medizinball könne sie zum Einsturz bringen. Die eine erinnert an einen Schlachthof und die andere an die Maggifabrik Kemptthal, sie wirkt wie aus Suppenwürfeln gebaut.

Der Kern des Platzes ist mit einer Buchshecke gegen das Pissoir abgeschirmt und besteht aus einem kleinen Stück Boden zuinnerst auf der Asphaltinsel, das ganz mit Lorbeer bepflanzt ist. Darum herum stehen ein paar Bänklein, den Straßen zugewandt. In der Mitte des Lorbeerbeetes erhebt sich ein manns- hoher Sockel, auf welchem der Kopf von Ignaz Heim in Gips aufgespießt ist. Er dreht dem Schauspielhaus den Nacken zu und blickt unverwandt, aufrichtig und anerkennend zum Bührleneubau hinüber. Laut Inschrift war er ein hochverdienter Förderer des Volksgesangs von 1818–1880, und er sieht aus, als ob er nur in C-Dur komponiert habe. Da ich noch zwei Gesangsbücher meines Großvaters besitze, Eidgenoss I und II, kann ich nachweisen, daß dieser Eindruck täuscht. So ist zum Beispiel sein Lied »Schweigsam treibt ein morscher Einbaum« in As-Dur.

Koblenz

In Koblenz fließen Rhein und Mosel zusammen. Die Stelle heißt »Deutsches Eck« und wird von einem unglaublich hässlichen Bunker dominiert, auf dem die Worte stehen

Nimmer wird das Reich zerstört,
Wenn ihr einig seid und treu.

K

Auf dem Bunker stand vormalig eine Reiterstatue, die aber inzwischen zerstört wurde.

Luzern

In Touristenstädten bin ich am liebsten, wenn keine Touristen da sind und man nur die Städte sieht.

Das Seilbähnchen auf den Gütsch, das ich gerne benutzt hätte, ist »bis März eingestellt«, das Panorama mit der glorreichen Entwaffnung der Bourbaki-Armee ist mit Rolladen geschlossen, und die beiden rostigen Brausen, die aus dem asphaltierten Teichboden des Löwendenkmals starren, haben etwas Unanständiges. Nur an der Tür des großen Souvenirladens mit den geschnitzten Älplern und den Bronzelöwen hängt ein Schildchen OPEN.

In der Chemie wurde mir erklärt, daß es Elemente gibt, die bildlich gesehen noch freie Stellen hätten, an denen sich andere Teilchen niederlassen können, und so werde das ganze zu einer Verbindung. Luzern ist auch so eine Stadt, sie wird erst mit den Fremden vollständig. Wenn eine Metzgerei Ochsenmaul für 60 Rp. pro 100 g ausschreibt, wirkt das geradezu untypisch. Der Pilatus gibt sich keine Mühe und ist immer halb in den Wolken. Auf der Kapellbrücke steht niemand mit steifem Nacken da, und plötzlich entdeckt man ihre Nützlichkeit. Man kann darauf von einem Ufer der Reuß zum andern gehen.

Eine Firma für Rammarbeiten geht am Lido ihren Rammarbeiten nach. Daß Hauptbahnhöfe eine Kuppel haben, muß aus den Jahren kommen, wo der Fortschritt etwas Heiliges war.

Wozu ein Grand Hotel da ist, merkt man erst, wenn es keine Gäste hat. Am vornehmsten soll der »Schweizerhof« sein, Karajan steigt hier ab, wenn er in Luzern dirigiert. Damit er weiterhin hier absteigt, hat ihm die Stadt Luzern kürzlich ihren Kunstpreis verliehen. Ich war auch einmal im »Schweizerhof«,

an einem Presseball. Es gab ein kaltes Buffet, wie man es nur von Rubensbildern kennt, die Hälfte mußte wieder weggetragen werden. Das Tanzorchester konnte derweilen verschnaufen, und die Musiker bekamen eine Cervelat mit einem Stück Brot. Die Hotellerie ist überhaupt sehr mächtig. So gibt es wunderbare Bahnverbindungen nach Luzern, aber wenn man nach einer Abendveranstaltung von Luzern wegfahren will, sei es nach Bern, Basel oder Zürich, stehen nur ein paar verdrückte Bummelzüge mit Milchkannen und Postsäcken herum.

Ich lebe hier in angenehmer Passivität und genieße das Gefühl, im Februar ein Fremder zu sein und im leeren Uhrenladen mit einem lüsternen »Good morning« angesprochen zu werden, obwohl ich nur den Sekundenzeiger reparieren lassen muß. Ein Kritiker bedauert das Sakrileg meiner Hamlet-Parodie. Meine Frau hat sich beim Reiten den Fuß verstaucht und gestern bei einem Beleuchtungsfehler »verdammte« geflüstert. Der Nachtschlag bei Apotheken heißt Noctu und beträgt drei Franken.

Männedorf

Geschäftiges Leben im Dorfkern, gefällige Eigenheime und weitverstreute, behäbige Bauernhöfe geben Männedorf das Cachet einer blühenden Zürichsee-Gemeinde und lassen die Nähe des allmählich zur Groß-Stadt heranwachsenden modernen Zürich vergessen.

Dieser Satz steht im Prospekt des Verkehrsvereins, und es läßt sich nicht viel gegen ihn sagen. Ich bewohne hier ein gefälliges Eigenheim, das in der Nähe eines weitverstreuten Bauernhofes liegt. Der Bauer heißt Reithaar, ist sechsundachtzig und macht noch alles selbst. Er ist klein und freundlich und erzählt mit Freude, woran der frühere Besitzer unseres Hauses gestorben sei, de het zwill gfrässe. Wenn Herr Reithaar auf den Kirschbäumen steht, hat man nicht das Gefühl, daß er zuviel esse. Er hat zwei Kühe, aber wie alle alten Zürcher Bauern läßt er sie nie aus dem Stall.

Es gibt hier eine Kirchengemeinde und eine römisch-katholische Kirchengemeinde. Auf jedem weitblickigen Hügel steht ein Bibel- oder Erholungsheim, auch Waisenhäuser und Eingliederungsstätten für Behinderte, nur das Altersheim liegt ein bißchen im Schatten, das kommt aus der Zeit, wo alt werden noch eine Schande war. Das Gemeindehaus hat vor dem Eingang zwei dicke Säulen, die ein Vordach tragen, auf welchem zwei Urnen stehen. Es ist mit »Gemeindehaus« angeschrieben. Briefe aus dem Gemeindehaus beginnen mit der Anrede »Werter Herr!« und enden mit freundl. Grüßen. Wenn sich um einen Sitz in der Schulpflege ein unverheirateter Kanzlist und eine Mutter von sechs Kindern bewerben, dann wird der unverheiratete Kanz-

list gewählt, weil er bei der demokratischen Partei ist. Die Gemeindeversammlungen sind gut besucht, ab und zu wird ein Kredit für eine Bushaltestelle angefochten, den man aber doch annimmt. Jedes Jahr bekommt man einen detaillierten Rechnungsabschluß der Gemeinde zugestellt, in dem man genau nachlesen kann, wieviel ausgegeben und eingenommen wurde. Das längste Wort darin heißt Kadaververnichtungsgebühren, diese betragen im Jahr 1968 Fr. 1461.—. Auffällig ist, wie in solchen Berichten das ganze Dorfleben in verschiedene Wesen aufgeteilt ist, das Geburtswesen, das Schulwesen, das Straßenwesen, das Bestattungswesen, das Friedhofwesen. Unter einem Friedhofwesen stelle ich mir etwas vor, das nachts über die Gräber schleicht.

Männedorf liegt am rechten Ufer des Zürichsees und gilt in den Liegenschaftsinseraten als schöne Wohnlage. Die Entfernung von Zürich wird in Autominuten angegeben, bei Männedorf heißt es: 20 Autominuten von Zürich. Ein großer Teil der Leute, die hier wohnen, wollte eigentlich in Zürich wohnen, wurde aber durch die Wohnungsknappheit hierher abgedrängt und nimmt nun das Glück eines ruhigen Landlebens auf sich. Natürlich gibt es auch Leute, die im Dorf arbeiten, vor allem Orgelbauer, Ledergerber und Alarmtechniker. Von diesen Leuten kenne ich niemanden. Orgelbauer stelle ich mir bleich, mager und leicht durchgeistigt vor, aber mit segnigen Händen. Das ist wahrscheinlich falsch, denn ich habe hier noch nie jemanden angetroffen, der so aussieht. Die Gerberei hat, wie ich dem 25jährigen Jubiläumsbericht entnehme, in den letzten Jahren vermehrt auf hochmolekulare Polyäthylene umgestellt, riecht aber trotzdem nach Häuten.

Wenn ich krank bin, nehme ich die Hilfe eines Landarztes in Anspruch. Wie Herr Reithaar macht er noch alles selbst, und bei schwierigen Fällen wird er nicht kleinlaut, sondern fröhlich, was

auf den Patienten sehr beruhigend wirkt. Ein Spital hat es auch, man sieht oft Krankenschwestern mit verschränkten Armen und über die Schultern geworfenen Jäckchen durchs Dorf gehen, manchmal stirbt hier ein Prominenter, weil das Spital für seine persönliche Pflege bekannt ist.

Da ich aber nicht mit etwas Traurigem schließen möchte, erwähne ich noch Schwester Rösli. Ihr Mann ist Bahnhofsvorstand und spielt in der Freizeit mit Modelleisenbahnen.

Nachrichten aus den Gemeinden

Arni

Abschied

mw. Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung wurde in Biglen Johann Albrecht Bühlmann zu Grabe getragen. Als Briefträger brachte Albrecht Bühlmann frohe und traurige Post in die Familien. 1962 wurde er pensioniert. Er erkrankte an einer schweren Lungenentzündung, von der er nicht mehr genes.

Attiswil

Lindenmättelifest

bg. In Scharen zogen die Attiswiler zu Fuß, im bequemen Car oder sonstwie motorisiert aufs Lindenmätteli. Das populäre Fest der Musikgesellschaft eröffnete Pfarrer Kübler mit einer gehaltvollen Bergpredigt. Eine besondere Note verliehen dem Anlaß die 37 anwesenden Teilnehmer der Klassenzusammenkunft der Jahrgänge 1916, 1917 und 1918. Nach dem einfachen Mittagmahl unterhielten die Musikanten die vergnügte Gesellschaft mit einem schneidigen Ständchen. Zur Fortsetzung spielte die Kapelle Schütz zur Freude der Tanzlustigen auf.

Dotzingen

Adventsfeier für die Betagten

ff. Wieder lud der Gemeinnützige Frauenverein die 80jährigen zu einer frohen Adventsfeier in das zu diesem Zwecke liebevoll geschmückte Versammlungssäli ein. Besinnliche Worte sprachen zu den zahlreich erschienenen Betagten Pfarrer Schmid und dessen Gattin sowie die Gemeindecrankenschwester Emma. Die Organe des Frauenvereins sorgten für das leibliche Wohl.

Herzogenbuchsee
Kaninchen-Ausstellung

ku. Der Ornithologische Verein Herzogenbuchsee und Umgebung veranstaltete in der Turnhalle des Primarschulhauses eine Lokalschau zusammen mit der Silberklub-Gruppe Bern. Gegen 500 prächtige und gepflegte Kaninchen waren zu bewundern.

Schüpbach
Konzert und Theater

Ge. Der Arbeiterverein Signau bot im »Kreuz« ein abwechslungsreiches Unterhaltungsprogramm. Mit ihrem natürlichen Auftreten und den hellklingenden, melodiosen Stimmen eroberten sich die Geschwister Oberli – Edith, Sylvia und Rita – rasch die Gunst des Publikums. Ein nettes Ständchen brachte die »Rundermusik«. Diese rührige Bläsergruppe aus dem Dorf stellte sich damit erstmals öffentlich unter dem neuen Namen, der an den alten Brauch des Rundens erinnert, vor. Die sechs Musikanten haben sich zum Ziel gesetzt, die gute Volksmusik zu pflegen. Auch das Jodler-Duo »Bärg und Thal« (Signau) war bis heute vielen unbekannt. Wie es einem jungvermählten Paar ergehen kann, wenn es seine Flitterwochen in einem »Bedli« verbringen will, erfuhren die Zuschauer durch das Lustspiel »Im Guldebachbedli«, einem Einakterchen von F. Wenger-Knopf.

Uetendorf
Offener Abend

of. Der zweite »Offene Abend«, zu dem der Kirchgemeinderat und die beiden Pfarrämter einluden, war diesmal eher schwach besucht. Frauen fanden sich nur wenige ein. Einige Mitbürger, darunter auch Frauen, hielten die einleitenden Kurzreferate zum Thema »Politik – ohne mich?« Dann setzte man sich in der nachfolgenden Diskussion, geleitet von Pfarrer U. Hutzli, mit

dieser Frage auseinander, wobei verschiedene Auffassungen zum Ausdruck kamen.

Wichtrach

Weihnachtskonzert

ng. Das Konzert in der Kirche stand ganz im Zeichen der Adventszeit. Alice Jucker-Baumann bewies einmal mehr, daß sie eine erstklassige Künstlerin ist; ihre Orgelvorträge weisen sich über große Ausdruckskraft aus. Ferner verkündete Nelly Winnewisser-Pickel mit ihrer klaren Altstimme den Besuchern die frohe Botschaft, die von Walter Hugs Violinspiel umrahmt wurde. Den Höhepunkt bildete der Vortrag des »Bereite Dich, Zion«, Rezitativ und Arie aus dem Weihnachts-Oratorium von J. S. Bach für Alt, Violine und Orgel.

N

Olten

Im Winter ist die Aare voll Möwen. Sie schwimmen, fliegen, flattern, krähen, ziehen Bogen, und zuletzt setzen sie sich meistens auf den First der Alten Brücke. Es gibt Verhaltensforscher, die wissen, was eine Möwe meint, wenn sie kräht, flattert oder einen Bogen zieht. In Olten gibt es keine Verhaltensforscher, für die Oltner sind die Möwen einfach ein kreischender Haufen. Wenn sie zum erstenmal im Jahr da sind, kommt am nächsten Tag ein Bild in der Zeitung mit dem Titel »Die Möwen sind da!« und einer melancholischen Betrachtung über den Winter. Am liebsten fliegen sie um die Holzbrücke herum.

Warum hat es in der Schweiz so viele gedeckte Holzbrücken? fragte mich einmal eine Ausländerin. Ich wußte es nicht, mir war das noch nie aufgefallen. Dabei sind Holzbrücken etwas Bemerkenswertes, es fällt einem sofort auf, wenn es wo eine hat, hingegen empfindet man es nicht als Mangel, wenn es wo keine hat, man ruft dann nicht aus: »Schau mal, hier hat es keine Holzbrücke!« Das ist mit den meisten Sehenswürdigkeiten so.

Olten hat einen Stadtarchivar, der immer wieder in Vorträgen mit Lichtbildern auf die verborgenen Schönheiten dieser Stadt hinweist.

Aus einem seiner Vorträge weiß ich noch, daß das Haus, in dem der Zahnarzt Champion seine Praxis hat, ganz früher das Schulhaus war. Der Zahnarzt meiner Mutter ging einmal nach Indien auf die Elefantenjagd, nachdem er mir einen Nerv getötet hatte. Ich ging dann zu einem andern, der ging nach Ungarn auf die Jagd und haßte die Juden.

Olten liegt am Jurasüdfuß. Als Kind habe ich mir diesen Fuß

immer vorgestellt, wenn er in den Wetterberichten auftauchte, er bestand aus gigantischen, fleischigen Zehen, die nach Süden blickten. Olten liegt am Zusammenfluß der Aare und der Dünern. Die Aare stinkt ein bißchen, was auch begreiflich ist, wenn man bedenkt, daß die ganze Kanalisation der Stadt hineinfließt. An der Dünernernecke stehen meistens ein paar Fischer, aber sie fangen nie etwas; der Reiz des Fischens soll ja auch nicht im eigentlichen Fischfang bestehen.

Olten ist ein Eisenbahnknotenpunkt. Hier verknötet sich das schweizerische Bahnnetz. In den meisten Schulklassen gibt es Kinder, deren Väter Lokomotivführer sind. Einmal ist einer ertrunken, der Vater einer Schulkameradin, was mich damals sehr beeindruckte. Irgendwie hatte ich geglaubt, Lokomotivführer stürben nur bei Eisenbahnunglücken oder pensioniert. Da, wo wir wohnten, lebte im untern Stock ein pensionierter Eisenbahner. Er war Depotchef gewesen, was er immer als Döpochef aussprach, hatte Arthritis und schenkte meinem Bruder und mir alte Briefmarken. Manchmal erzählte er ein bißchen aus seinem Leben, ich erinnere mich nur noch an die Geschichte von einem Bahnarbeiter, der sich beim Rangieren das Bein gebrochen hatte. Herr Gügi, der Depotchef, wollte nach Italien reisen und besuchte vorher noch diesen Mann im Spital, und der sagte zu ihm: »Wenn dir umechömet, bin i nümme do.« Herr Gügi sagte jawoher, das sei doch bloß ein Beinbruch, aber als er zurückkam, war der Mann gestorben. Seither fürchte ich mich ein bißchen vor Beinbrüchen.

Auch im Haus neben uns wohnte ein pensionierter Eisenbahner, ich fragte ihn einmal, als ich für einen Wettbewerb wissen sollte, welche schweizerischen Bahnhöfe in Deutschland liegen. In Olten findet man immer Leute, die solche Fragen beantworten können. Aber sonst hatte ich keine große Beziehung zur Eisenbahnwelt, ich wußte nie, wieviel Achsen eine Lokomotive

hat. Im »Dampfhammer«, der Kantine der SBB-Werkstätten, hatte ich einmal in einem Krippenspiel den Joseph gespielt.

Mein Vater ist jetzt schon mehr als zwanzig Jahre Lehrer in Olten, und er lächelt oft, wenn er die Listen für die Gemeinderatswahlen ansieht. Kürzlich war einer drauf, der als Schüler einmal ein schlechtes Zeugnis meines Vaters in die Aare warf und daheim behauptete, er hätte sein Zeugnis nicht bekommen. Heute ist er Kaufmann, und anhand des Fotos hat man nicht das Gefühl, daß sich seine Taktiken grundlegend geändert haben. Wenn man von Olten wegzieht und wieder einmal zu Besuch kommt, fragen einen die Leute: »Wohnet der immer no z Züri uße?«

Ich wohne schon seit einiger Zeit nicht mehr in Olten, aber ich kann mit Sicherheit sagen, daß zu Weihnachten immer noch Krippenspiele aufgeführt werden, im Dampfhammer, im Bürgerheim, im Kantonsspital, im Haus zur Heimat, in allen Kirchen und Kindergärten. Auch bin ich sicher, daß es den Gesangsverein noch gibt. Er hat immer noch Schwierigkeiten mit dem Nachwuchs, und der FC Olten bemüht sich vergeblich um den Aufstieg. Auch einiges andere wird sich gleichgeblieben sein. Das Stadtorchester gibt jedes Jahr ein Symphoniekonzert, das seine Kräfte ein bißchen übersteigt (die Hornisten muß man aus Langenthal zuziehen), das Jugendcorps geht jeden Herbst auf seinen Ausmarsch, jedes zweite Jahr wird das Schulfest gefeiert, jeden Tag sind die Wartezimmer der Zahnärzte besetzt, und immer gegen den Winter kommen die Möwen.

Österreich

Imst
Wörgl
Zürs
Flirsch
Floing
Fischamend
Gnigl
Uderns
Gurk
Pötzneusiedl
Ampflwang
Mürzzuschlag
Heiligenblut
Vorderstoder
Judenburg
Völkermarkt
Deutschfeistritz
Wundschuh
Zwettl
Mittertrixen
Niederwölz
Oberurgl
Scheibbs
St. Thomas am Blasenstein
Bramberg am Wildkogel
Pruggern im Ennstal
Villach-Warmbad

Mariapfarr

Au

Aussee

Altaussee

Altausseer See

Prag

Wenn man ein östliches Land besucht, gibt einem oft ein Bekannter etwas für einen Bekannten mit, der einem dann mißtrauisch die Tür öffnet und erst bei der Nennung des Namens seines Bekannten in überschwengliche Herzlichkeit ausbricht.

Ich läute bei einem solchen Bekannten, es ist ein ehemaliger Schloßbesitzer, dem man 1948 sein Schloß in Ostböhmen verstaatlicht hat. Es hatte 48 Zimmer, dafür hat er jetzt freien Eintritt, wenn er es besuchen will. Wie ich komme, sagt er gleich: »Das kann nur in Tschechoslowakei passieren. Wir haben Kohl bestellt, ist er vor zehn Minuten gekommen, und jetzt misen wir in der Kiche essen.« Ich verstehe den Zusammenhang nicht, aber wir gehen in die Kiche. Seine Frau ist rund und bodenständig, und wenn ich etwas Tschechisches sage, stützt sie die Hände in die Hüften und sagt strahlend *krasný*, mit einem ganz langen *a*. Ein hellblauer Wellensittich hüpfte in seinem Käfig herum und ruft dauernd seinen Namen: »Pepiček Švagera! Pepiček Švagera!« Der Schloßbesitzer beugt sich tief über seinen Teller und erzählt, er sei 16 Jahre lang Schoffeer gewesen. Während des Essens läuft das Radio unablässig weiter, und sobald jemand fertig ist, zieht er ihm den Teller unter den Händen weg und stellt ihn auf das Abwaschbrett. Er hat eine Glatze, zeigt Postkarten von seinem Schloß und hofft, daß seine Pension demnächst erhöht wird.

Ich sage, daß ich im November wiederkomme. Das Wort für November heißt auf tschechisch Blätterfall. Man sagt also »im nächsten Blätterfall«. Wenn man als Ausländer tschechisch lernt, schlägt einem eine Art freudiger Verständnislosigkeit entgegen.

Alle sind erstaunt, sagen krasný, aber niemand begreift recht, was man damit will.

Es ist Februar, die Stadt ist ungeheuer schmutzig. Schneebrigaden schaufeln für 10 Kronen in der Stunde die Hauptstraßen frei, indem sie den Schnee auf eine Baggerschaufel werfen, welche ihn dann auf einen Lastwagen hebt. Auf den Nebenstraßen liegt eine matschige schwarzbraune Schicht, aber wenn genug Autos durchfahren, sieht man nach einiger Zeit zwei Streifen Kopfsteinpflaster. Im Prager Polizeigebäude sind alle Türen gegen außen mit Leder gepolstert und haben keine Falle, man kann also nicht anklopfen, wenn man etwas will. In einer Ecke der Bethlehemkapelle murmelt ein Fremdenführer seine Litanei, und im alten Ghettoareal ruft eine Frauenstimme von einer dunklen Fassade auf die Straße hinunter: »Abraham!«

Meine Freundin lacht und sagt, opodeldok könne man nicht übersetzen.

Richetli

Zwischen dem Durnachtal und dem Richetlipaß liegt das Richetli. Wenn man nicht genau weiß, wie man es geographisch richtig bezeichnen soll, als gewölbten Abhang, Talkessel oder -kegel, kann man das Buch »Grund und Grat« zu Rate ziehen, in welchem Paul Zinsli alle Ausdrücke zusammengetragen hat, welche die Bergbewohner für die verschiedenen Bodenformen kennen. Demnach wäre das Richetli am ehesten als Gubel, Bühl oder Hoger zu bezeichnen. Etwa in der Mitte dieses Gubels steht in 1700 Metern Höhe eine Schäferhütte, in der ich einmal übernachtet habe. Leider war der Schäfer nicht zugegen, aber ich kann trotzdem etwas über ihn sagen.

Er ist ein ordentlicher und reinlicher Mensch. Unter dem Dach vor der Hütte hängen Leitern, lange, schmale Wassertröge für die Schafe, und darunter sind gespaltene Holzvorräte aufgeschichtet. Ein paar Schritte von der Hütte weg steht ein Bänklein für den Abendblick auf die umliegenden Berge, man sieht zwar nicht besonders weit. Weiter drüben gegen eine kleine Felswand zu ist eine Quelle gefaßt; sie sprudelt nicht, sondern liegt einfach still und klar zwischen den Brettern.

Im Innern ist die ganze Hütte gegen die Ritzen mit Zeitungen, Plakaten und Kartons von Lebensmitteln austapeziert, Elm 1000 m Kanton Glarus, France Sports d'hiver, Einer aß Ravioli, König und Königin von England. Die Decken für das Strohlager sind an einem Nagel aufgehängt, es hat auch ein kleines Strohlager für den Hund. Ein wackliger Eisenofen steht auf vier dünnen Beinen. Über dem Herd ein Besteckhalter mit ein paar Messern und Gabeln, ein Löffel mit graviertem Stiel

ist besonders plaziert, dann zwei Regale mit Tassen und Tellern, einer Kanne und einem Kesselchen, darunter ein Titelbild eines Heftchens, Wyatt Earp, Fernsehabenteuer-Reihe, es zeigt einen Mann mit schwarzem Cowboyhut und schwarzem Colt. Auf der Sitzbank am Tisch liegt die übrige Lektüre des Schäfers, »Schloß Hubertus« Band 1 und 2 sowie »Der Mann im Salz« von Ludwig Ganghofer. Da es in dem einen Raum, aus dem die Hütte besteht, keinen Schrank gibt, hängen alle Geräte und was sonst noch benötigt wird, an der Wand, eine Krätze, ein Rucksack, eine Säge, ein Schermesser, die Mäntel des Schäfers aus altem Uniformstoff, dann eine Sturmlaterne, eine Tasche, Schlüsselbünde aus alten Flaschenverschlüssen, Bürsten, Becken, Pfannen und Pfannendeckel. Wenn der Schäfer nicht da ist, steht auch der Spaltstock mit der Axt in der Hütte.

In der Ecke gegenüber dem Ofen, wo man früher die Heiligenbilder und Marienstatuetten aufbewahrte, hängt alles Persönliche des Schäfers. Er scheint der seltene Fall eines Schäfers zu sein, der genau so ist, wie sich ein Städter einen Schäfer vorstellt. Er schreibt sich jedesmal ein, wenn er wieder einen Sommer lang hier war. Auf einem Karton heißt es

Franz Grünbacher!
Schäfer aus Südtirol

und dann kommen die Jahrzahlen, seit 1958 war er jeden Sommer im Righetli. Ein Karton einer Cartoleria aus Bozen dient als Rahmen für ein aufgeklebtes Gedicht, »Der Tag des Herrn«, das er aus einer Zeitung ausgeschnitten hat. Eine abgeschossene Postkarte mit deutschem Aufdruck und italienischer Briefmarke steckt auch an der Wand, sowie zwei Vierzeiler von ihm, mit Bleistift auf graue Schachteldeckel geschrieben.

Weiter unten hängt die

Erinerung

Am 25. Juni 19+62 ist mein Treuer Freund und helfer, nach einem 12-Jährigen Dienst, als zu verlässiger und braver Schäfer Hund verändert. Er war 8 Jahre bei Kaspar Rhyner als Schäfer Hund, und 4 Sommer bei mir den jetzigen Schäfer Franz Grünbacher.

Kan nur gutes über ihn berichten, über meinen unvergeslichen Lieben. Er stand im 15 Lebens Jahre.

Bläss

und darunter, in einem Strauß von Edelweiß und Alpenrosen, die Worte BERG HEIL und Im Treuen Gedenken!

Ich habe in der Hütte sehr gut geschlafen und bin am andern Tag weitergegangen, über den Richetlipaß auf die Wichlenmatt und gegen den Panixer hinüber.

St. Gallen

Die Kathedrale erinnert mich an ein Sportstadion, kein Ort der Andacht, sondern ein Ort der Massenveranstaltungen, ganz darauf angelegt, daß man sich allein darin unwohl fühlt. Ein Profanbau jedenfalls, wie die meisten Barockkirchen. Katholische Orte erkennt man daran, daß Witze über die Kirche besonders gut ankommen.

Heute ist schmutziger Donnerstag. Im Rößli Abtwil steht die Fasnachtsdekoration unter dem Motto »Geheimnisvoller Orient«, und das Gasthaus Rietwies in Herisau kündigt an »HALALI – mit den rassigen Amazonen!« Als ich am Nachmittag in einem Café saß, traten zwei als Sträflinge verkleidete Mummenschänzler herein, bestellten einen Kaffee, tranken ihn stumm aus und gingen dann stumm davon. Alle schauten ihnen befremdet nach. Am Abend hörte ich in einem Restaurant die Dibi-Däbi-Clique ihre Schnitzelbank vortragen, die mit dem Vers endete:

Jetzt hoffed mer es heg Eu gfalle

Und öppis täg i 's Böchsli falle

worauf ich fünfzig Rappen ins Böchsli fallen ließ.

Ich wohne in einem Hotel, das sich alle Mühe gibt, verworfen zu wirken. Das Restaurant ist als Lasterhöhle aufgemacht, mit Serviertöchtern in Leopardenfellen, die knapp unter dem Hintern aufhören. Darin stehen sie lustlos und verlegen herum und sind verwirrt, wenn man sie um Zündhölzchen bittet. Am Vormittag will einfach keine rauchige Stimmung aufkommen, Gäste hat es keine, der Flipperkasten blinkt effektivlos, und der Hotelier sitzt mit hängendem Schnauz am hintersten Tisch und blättert in einer deutschen Illustrierten. Eine Bestellung für ein Früh-

stück trifft alle unvorbereitet, die Serviertöchter beraten sich gegenseitig, was zu tun sei.

Es soll hier einen Huthändler geben, der seine Kunden mit den Worten »Was wotsch?« nach ihrem Wunsch frage. Weiter wird von ihm berichtet, er knalle mit fauchenden Lauten eine Auswahl auf den Ladentisch und befehle einem gewissermaßen, was man kaufen müsse, und man kaufe es dann tatsächlich. Er wird als Original bezeichnet.

In der Handelshochschule hat, so höre ich, Braque eine Taube geliefert, aber die Parkplätze sind jetzt schon zu knapp. Einer der größten deutschen Dichter war ein St. Galler, aber da er noch vor der Nobelpreiszeit gelebt hat, ist er nicht besonders bekannt, nicht einmal in St. Gallen. Sein Name ist Notker, mit langem o. Er hat im 11. Jahrhundert verschiedene Bücher aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt und dabei einige Wörter erfunden, zum Beispiel das Wort »Gewissen«. Heute erinnert die Bahnhaltestelle Notkersegg auf der Strecke von St. Gallen nach Trogen an ihn.

Ich habe hier einen bleichen Kollegen aus meiner Studienzeit getroffen, der über das Menschenbild bei Otto F. Walter dissertiert.

Schwetzingen

Schloßpärke sind am schönsten im November. Die Arbeit, alle Blätter von den Kieswegen zu rechnen, ist sinnlos, aber es findet sich immer irgendein Mann mit einer Mütze, der sie ausführt. Die Wasserbecken der Brunnen sind leer, Neptune und Nymphen sind schon mit Brettergehäusen verschalt, nur die Urnen hat man stehen gelassen. Wenn man durch die hohen Fenster der Orangerie blickt, hat man das Gefühl, diese Räume könne man nicht heizen. Im Gebüsch lebt ein seltsamer Schlag, die Menschen aus Stein. Grünbeschlagen preisen sie ganz überraschend die Mathematik und die Fruchtbarkeit hinter einem Holunderstrauch oder hüten in Taxusrondellen die Liebesgeheimnisse vermoderter Kurfürsten. Amoreske Türmchen und Tempelchen werden sorgsam am Verfall erhalten, in der Moschee stolpert ein verspäteter Tourist unlustig mit einem Stativ umher und schaut immer wieder bedenklich zur Sonne. Die ist dünn und weiß und gibt nicht mehr warm. »Ein Laster des Weisen gilt für tausend« steht auf einem Bogen. Ein gebeugter Mann mit wollenen Handschuhen schlurft an einem Stock gegen den großen Teich zu, auf dem Enten und Schwäne zwischen braunen Ahornblättern schwimmen und jedem Spaziergänger ihre ganze Aufmerksamkeit widmen. Am Ende des Parks kann man sich umdrehen und auf die Schloßfassade zurückblicken. Plötzlich merkt man, daß es etwas zuviel Platz hat, und man möchte ihn jemandem schenken.

Stierva 081

AHV-Zweigstelle	71 11 31
Andenmatten Sigismund (-Huber)	
Landwirt	71 12 95
Brenn Giatgen (-Fetz) Lehrer und Bienenzüchter	71 11 31
– Valerie (-Baumann) Posthalterin Villa Repos	71 13 71
Candreia Emil Gemeindepräsident	71 13 71
– Jak. Jos. Zuchtbuchführer Aufträge werden keine ausgerichtet	71 12 90
– Joh. Revierförster Gemeindespreekstelle	71 11 75
– Nina (-Frank)	71 12 50
Jagdaufseher E. Candreia	71 13 71
Pfarramt römisch-katholisches Pfarrer Ant. Levy	71 12 19
Posta e telegraf telefon public	71 11 92
Restaurant:	
– Belavista Gasthaus Joh. Candreia	71 11 75
– Piz Ot Familie A. Demarmels Lehrer	71 11 78
Sektionschef	71 13 71
Vinzenz Anton (-Candreia) Landwirt	71 13 84

Thun

Ich lese gerne Amtsanzeiger. Ich verstehe gar nichts von Landwirtschaft, aber es interessiert mich, die Schauvorschriften für die Musterung von Zuchtstieren zu lesen. Für die Anerkennung zur Zucht muß ein Fleckviehstier eine Milchleistungsabstammung von mindestens 45 Punkten aufweisen, und der durchschnittliche Milchfettgehalt der Mutter muß mindestens 3,8 Prozent betragen. Bei einer Versteigerung der Fahrhabe eines Bauernhofes wegen Aufgabe der Pacht kommt unter anderem auch eine Schnellbänne unter den Hammer. Es ist von trächtigen Erstlings-schweinen und neumelkigen Kühen die Rede, auch ein Mastgusti wird angeboten. Vormundschaften werden übertragen und aufgehoben, als Vormunde amten Spengler und pensionierte Lehrerinnen. Für die freiwillige Vorauszahlung der Staatssteuer gibt es einen Vergütungszins von $4\frac{1}{4}$ Prozent. Jemand stellt sich als Heiratsvermittler auf christlicher Basis zur Verfügung, und weiter unten heißt es: Haben Sie Probleme? Lebenserfahrene Frau hat Zeit für Sie. Die Stadt sucht Polizeirekruten, man muß gesunder, gutbeumdeteter und wehrpflichtiger Schweizer sein. Eine geschiedene Frau behält den Namen ihres Mannes, gemäß Artikel 30 des Schweizerischen Zivilgesetzbuches. Ein Besitzer einer Champignonkultur hat ein Bauvorhaben eingereicht, Zweck: Erweiterung der Champignonkulturen. Als Bauart hat er er eine Backsteinmauer mit Eternit braun als Bedachung im Sinn, woraus ich schliesse, daß Champignonkulturen nicht im Freien stehen. Hingegen möchte ein Herr Amstutz seinen Zimmeranbau mit braun engobierten Doppelfalzziegeln überdecken, und wer dagegen Einsprache erheben will, muß dies

bis zum 15. Februar tun. Bei den Gottesdiensten interessieren vor allem die zahlreichen Sekten, Pilgermission St. Chrischona, Gemeinde für Urchristentum, Pfingst-Mission, Advent-Mission, Freie Missionsgemeinde, man hat das Gefühl, recht viele Leute haben eine Mission. Der Staat verkauft Brennholz, das weiß ich, in Zürich habe ich einmal ein Zimmer mit Holzofen bewohnt und zwei Winter lang mit staatlichem Holz geheizt, ich hatte einen Doppelzentner bestellt und mich bedankt, als der Träger den Sack in den Estrich geschleppt hatte. Da sagte er: »Warten Sie, es sind noch neun Säcke.« So erfuhr ich, was ein Doppelzentner Holz ist. 10 Ratschläge beim Verhalten von Brandfällen; was ich nicht verstehe, ist der Hinweis, nachts für Beleuchtung zu sorgen, im Brandfall. Das Wort Fettbrand ist mir neu, tönt aber sehr substantiell. Das Betriebsamt hat eine »Steigerungspublikation« drin, der Druckfehler wird einen Rüffel absetzen. Dann kommen die offenen Stellen voller Betriebe mit gutem Arbeitsklima, interessanten Tätigkeitsbereichen und neuzeitlich eingerichteten Firmen. Was sind einschlägige Polsterarbeiten? Jemand verkauft ein Ruhesitzli in hilber Lage, der Foltergarten des Dr. Diabolo verspricht schonungslose Einblicke in die menschlichen Abgründe, während der Jodlerklub Heimelig an seinem volkstümlichen Unterhaltungs- und Passivabends Chorblicker Rosi zur Aufführung bringen wird. Ein Prediger lädt zu einer Besinnungswoche in der Pauluskapelle ein, und Homelite-Motorsägen liegen auf der Hand. Eine gew. Arbeitslehrerin ist gestorben, und ein älteres, ruhiges Ehepaar sucht eine Wohnung.

Unterwegs

Die Strecke Männedorf – Lissabon ist 2380 km lang. Wenn man in Madrid auf Anhieb die richtige Ausfahrt findet, sind es 22 km weniger, aber man muß aufpassen, es gibt Polizisten, die »Siga, siga, siga!« schreien, wenn man sie nach dem Weg fragt.

Eine lange Autofahrt ist an sich ein Erlebnis, die Landschaft ist nebensächlich, man kann sie ohnehin nicht mit vollem Namen und Adresse in die Erinnerungskartothek aufnehmen, nur was groß genug ist, kommt hinein. In Spanien zum Beispiel tauchen auf weit sichtbaren Hügelkuppen Stiere auf, riesig groß und schwarz wie aus Kinderträumen, und machen für Cognac Reklame. Die vielen Dörfer; man fährt durch die Ruhe hindurch, Frauen hocken strickend vor den Häusern, Männer stehen unter der Tür, ein Hund liegt wie ein Laib Brot auf einer Bank. Man vergißt alles.

Valencia

Von dieser Stadt kenne ich nur das Ateneo Mercantil, ein großes Gesellenhaus für alte Männer. Hier verkehren ausschließlich wohlgestellte Pensionierte, glatzköpfige Knacker mit gut-sitzenden Bäuchlein, die gepflegt duften. Unten haben sie ein Kaffeehaus mit Marmorsäulen und Ledersesseln, das etwas von einem Börsenvorraum hat, alle strecken gedämpft und in Gruppen die Köpfe zusammen und verstehen es, ihren Gesprächen einen zeremoniellen Nachdruck zu verleihen. Im ersten Stock gibt es langgezogene Tanzsäle mit Spiegelwänden und einem kleinen, pavillonartigen Podest für die Kammerkapelle (man kann sich hier fast nur ein Streichtrio vorstellen) und, mit zwei Scheinwerfern bestückt, eben den Theatersaal, in dem ich mich vor einem sehr merkantilen Publikum vergeblich abgemüht habe, zum Mittelpunkt des Abends zu werden. Da die alten Herren auch Zutritt hatten und sich hier richtig zu Hause fühlten, war ein dauerndes Hin und Her an der Schwingtüre, die nie richtig zum Stillstand kam. Nach der Aufführung kam ein junger, ungeheuer schnell sprechender Spanier zu mir und versuchte mir in zwei Minuten klar zu machen, was er mit den Dramen meine, die er schreibe.

Ein sehr kultivierter Deutscher ist schon über sechzig und hat drei kleine Kinder von einer fruchtbaren Endvierzigerin, die jeden Kellner mit jovialem Augenaufschlag anturtelt und findet, die Spanier müssen noch etwa zehn Jahre geführt werden. Sie spricht sehr viel und ist erst zum Schweigen zu bringen, wenn sie ihr Mann am Oberarm anfaßt und sagt: »So, Gertrud.« Wie er meiner Frau anvertraut hat, will er sich nach seiner Pensio-

nierung an einen Ort zurückziehen, wo wir mehr Zeit haben
füreinander.

Wien

Ich habe einmal auf einem Kalenderblatt einen türkischen Spruch gelesen, der besagte, daß jedem Menschen zum voraus ein bestimmtes Maß an Essen, Trinken und Schlafen zugemessen sei, und je üppiger er esse, trinke und schlafe, desto eher habe er dieses Maß aufgebraucht und müsse sterben.

Wien hat sein Maß an Geschmack in der Klassik und im ausgehenden letzten Jahrhundert aufgebraucht, Schönberg hat der Leiche noch die Augen zgedrückt, und seither liegt sie da, wohlbalsamiert und aufgebahrt, behütet von den besten Tempelwächtern und Mausoleumswärtern. Aber man hat es den Leuten noch nicht zu sagen gewagt. Für den Wiener ist die Schönheit Wiens ein Axiom, ein Gespräch ist immer nur über die Nuancen dieser Schönheit möglich, ein Punkt, in dem die Wiener den Schweizern ähnlich sind.

Wien war den Lebenden nie besonders günstig gesinnt. Keine andere Stadt hat so viele Sterbezimmer berühmter Leute. Die Konzerte haben hier etwas von Totenehrungen, eine andächtige Gemeinde trifft sich im festen Vorsatz, sich auch heute wieder von Bruckner und Richard Strauss erschüttern zu lassen. Man gedenkt hier lieber als daß man denkt.

Da die Stadt keine Gegenwart hat, stellt sie ihre Vergangenheit zur Schau. *His aedibus adhaeret concors populorum amor*, heißt es über der neuen Hofburg, und es deprimiert einen, daß diese Inschrift recht hat, alle lieben diese Gebäude, alle freuen sich daran, viele kommen von weit her, wenige stoßen sich daran, daß immer nur das Volk den Herrschern Denkmäler errichtet und nie die Herrscher dem Volk.

Man sagt, die Wiener seien höflich. Das ist nicht wahr, sie sind bloß ausdrücklich. Sie versuchen, die Wirklichkeit in der Sprache nochmals zu wiederholen. Eine Türe ist in Wien nie geschlossen oder zu, sondern zugesperrt. Das ist endgültig. Ein Briefkasten wird nicht geleert, sondern ausgehoben, und zwar auf einer großen Post nicht durchgehend, sondern durchlaufend. Da ein Metzger ins Fleisch haut, ist er ein Fleischhauer, aus demselben Grund ist ein Winzer ein Weinbauer – wenigstens fast aus demselben Grund. Was andernorts hergestellt, fabriziert oder einfach gemacht wird, das wird hier erzeugt. Man kann also unter einem Firmennamen durchaus lesen »Erzeugung von Hosenträgern und Sockenhaltern« oder »Jagd- und Wohnstubenerzeugung«, Ausdrücke, bei denen einem seltsam ursprünglich zumut wird. Seit ich einmal in Wien mit den Worten »Setzen Sie sich nieder« aufgefordert wurde, Platz zu nehmen, weiß ich erst, was das heißt, sich setzen.

Trotzdem hat man nicht das Gefühl, daß eine Aufschrift wie »Innung der Lebzelter und Wachszieher« den Sachverhalt wirklich treffe, die Sprache stammt, wie das meiste in Wien, aus einer andern Zeit, es sieht auch gar nicht so aus, als ob man hier wirklich spräche, viel eher, als ob man sich die Sprache bieten lasse.

Die Währung ist übrigens auch nicht besonders.

Die einzige Stadt mit X am Anfang, welche mir einfällt, ist Xanten. Ich fürchte jedoch, es würde etwas gezwungen wirken, wenn ich jetzt einfach Xanten beschriebe, ich kenne nämlich diese Stadt nicht und habe auch keine Lust, sie kennenzulernen.

Wenn ich aber in einem Schreibmaschinenskript etwas durchstreiche, dann tue ich das immer mit einer Salve X, und so möchte ich unter diesem Buchstaben einigen Sätzen eine Heimstätte geben, die ich aus irgendeinem Grund aus den Entwürfen verstoßen habe, von denen ich mich aber nur schwer trennen konnte.

So habe ich in Gelsenkirchen einen Mann mit Hosensklammern gestrichen, der mich durchdringend anstarrte.

In Basel ist leider ein Fahrverbot weggefallen, das den Zusatz trug »Zubringerdienst sowie Fahrrad- und Handkarrenschieben gestattet«. Unter Thun wollte ich noch erwähnen, daß in den meisten schweizerischen Kasperlistücken der Bösewicht baseldeutsch spricht, außer in Basel, dort ist er ein Zürcher. Ich wollte das später in Chur unterbringen, aber es paßte auch nicht recht hinein.

Da ich Herisau Hannover vorgezogen habe, sind auch die beiden Männer verschwunden, die mit freundlichen Gesichtern NPD-Prospekte verteilten.

Vom Giebelfeld des Zürcher Schauspielhauses habe ich zwei mollige Steinengel fallen lassen, die mir jetzt leid tun.

In Schwetzingen wollte ein irres Kind eine Klinke drücken. Da es zu pathetisch wirkte, ließ ich es weg, obwohl ich es gesehen habe. Im selben Abschnitt stand auch die Beobachtung,

daß ein Pfau seine ganze Würde verliert, wenn er einem Stücklein Brot nachrennt. Wem dieser Satz gefällt, der kann ihn nach dem Satz von den Enten und Schwänen einfügen. Statt »nachrennt« kann man auch »nachhastet« sagen, das ist vielleicht ausdrucksvoller.

In Luzern habe ich aus familiären Gründen die Verwandten meiner Frau gestrichen, deren Ahne 1869 aus Eisleben eingewandert war. Ich verzichte auch hier auf eine nähere Beschreibung, möchte aber betonen, daß es diese Verwandten gibt.

Unter Österreich versuchte ich zuerst eine Sequenz von erfundenen Ortsnamen, bis ich draufkam, daß die echten besser sind. Einige der erfundenen Namen sind aber auch nicht schlecht, zum Beispiel Bad Salzstötzl, Grabschwurgl, Apostelwölbling und Flachgstoder am Schlirzpüchl.

In Wien habe ich einen ziemlich gespenstischen jüdischen Arzt verschwiegen, einen Rückwanderer, der keine Stelle mehr fand und seine Dokumente immer in einem Körbchen am Arm mit sich herumtrug.

Erwähnenswert wäre auch noch der Vortrag von Pastor Wurmbrand über Religionsfreiheit in den kommunistischen Ländern.

Es ist eigentlich alles erwähnenswert.

~~Bei Erkundung gibt es ein Restaurant, zum Brennen der Klei-
XXXXXXei.~~

Yverdon

In Yverdon werden Schreibmaschinen hergestellt. Auf meiner Schreibmaschine steht die Aufschrift

E. PAILLARD & CIE. S.A. YVERDON (SUISSE)

Es ist eine schwarze Hermes Media, die mir mein Vater geschenkt hat, als er sich eine neue kaufte. Er hat sie seinerseits von seinem Schwiegervater bekommen, von meinem Großvater mütterlicherseits also, vor etwa dreißig Jahren. Als ich sie einmal in die Revision brachte, sagte man mir, das sei ein Armeemodell und nicht umzubringen.

Meinen Großvater habe ich nur als sehr alten Mann in Erinnerung, der in einem Miethaus in Biel lebte und an Erdstrahlen glaubte. In seinem Zimmer waren Schnüre gespannt, Röhren mit Kupferdrähten umwickelt und eine Chaiselongue nach Norden gestellt. Immer, wenn man zu Besuch kam, wurde man von ihm gemessen, er nahm einen Meter aus der Tasche, auf den man die Hand legen mußte, dann hielt er seine linke Hand darüber und ließ mit der rechten ein kleines Pendel schwingen, das dann an einem bestimmten Punkt des Meters zum Stehen kam. Meistens schaute dabei heraus, daß man mehr Honig essen solle. Er hörte fast nichts mehr, stand jeden Morgen um sechs Uhr auf und stellte die Frühnachrichten an. Er wollte nur das Wetter wissen, nachher drehte er ab. Auch die sprechende Uhr hörte er immer, richtete seine Armbanduhr danach, verglich sie mit der Küchenuhr und zog die Wanduhr in der Stube auf. Diese Wanduhr war mir immer etwas unheimlich, sie hatte ein großes Pendel mit einem langsam schleifenden Geräusch, und daneben hing ein düsteres Bild von Ludwig van Beethoven. Wenn ich in

Biel in den Ferien war, legte mein Großvater jede Nacht das Pendel still, damit ich keine Angst hatte.

Mein Großvater sah ungefähr aus wie Pablo Casals. Da er als Kind kein Instrument lernen konnte, wollte er das als Erwachsener nachholen und ließ sich ein Cello bauen. Sein kleiner Finger war aber so klein, daß alle Töne zu tief wurden, die er damit drückte, und so gab er das Cellospielen wieder auf und lernte Mandoline. Sein Cello habe ich bekommen, als ich zwölf Jahre alt war. Jedesmal, wenn mein Großvater zu Besuch kam, mußte ich ihm etwas darauf vorspielen, und jedesmal erzählte er mir die Geschichte von seinem kleinen Finger.

Vor vier Jahren ist mein Großvater gestorben, und die Großmutter lebt heute in einem Altersheim. Sie trägt beide Eheringe und hat ein Bild von ihm aufgestellt.

Ich habe kein Bild von ihm aufgestellt und denke auch nicht mehr viel an ihn, aber alle Musik, die ich spiele, spiele ich auf seinem Cello, und alle Texte, die ich schreibe, schreibe ich auf seiner Schreibmaschine aus Yverdon.

Zuzgen

In meinem Paß steht, daß ich von Zuzgen komme. Jedesmal, wenn ich in einem Hotel übernachtete, schreibe ich es auf den Anmeldezettel, ich habe auch einen Heimatschein, der mir schwarz auf weiß bestätigt, daß Zuzgen meine Heimat ist.

Wenn ich noch dort wohnen würde, bekäme ich wahrscheinlich jedes Jahr einen Ster Holz, und wenn ich einmal alt und arm bin, kann ich mich in Zuzgen auf dem Gemeindehaus melden, dann muß man für mich sorgen. Die meisten Schweizer kennen ihren Heimatort nicht, sie suchen ihn vielleicht einmal auf und gehen nachdenklich über den Friedhof, um zu sehen, wer noch alles geheißsen hat wie sie.

Auch ich weiß fast nichts von Zuzgen, und das, was ich weiß, haben mir meine Großeltern und mein Vater erzählt. So kommt es, daß ich mir unter Zuzgen immer ein Dorf um die Jahrhundertwende vorstelle. Ich weiß, daß das Bauernhaus, in dem mein Großonkel lebte, ein bißchen oberhalb des Dorfes stand und daß es daneben eine hohe Pappel hatte. Wenn im Dorf ein Prolog oder eine Schnitzelbank gemacht werden mußte, fragte man gewöhnlich meinen Großonkel. Er sagte einmal zu meinem Vater, die besten Ideen kämen ihm immer am Morgen beim Melken, nachher gehe er dann hinein und schreibe sie auf. Leider kenne ich von ihm nur zwei Zeilen. Sie beschreiben einen Mann in fürchterlicher Angst und lauten:

Är mueß bätte jetz Greseichte
Wie anere n Uffert oder Pfeischte.

Der Zusammenhang ist mir unbekannt, aber ich glaube auf Grund dieses Fragments, daß seine Verse gut waren. Greseichte sagte man statt Gegrüßt seist Du, Maria.

Mein Großonkel war aber nicht der einzige im Dorf, der Verse schrieb. Ein Junger, der eine Nacht lang auswärts zum Tanz aufgespielt hatte, schickte seinem Mädchen eine Postkarte, auf der stand:

Habe die ganze Nacht geblasen den Bügel,
Während Du im Bette lagst an einem Krügel.

Wobei Krügel nicht etwa ein kleiner Krug ist, sondern von »zämegchrügel« kommt. Dieser Vers war so eindrucklich, daß er sich einer ganzen Generation von Zuzgern eingepägt hat.

Übrigens war der Kichenchor einer der besten der Umgebung und trat auch an Sängereften als Jodeloppelquartett auf.

Dann weiß ich von einer Tante Salome, die immer einen Schleifsäbel über ihrem Bett hängen hatte, wenn emol äin chunnt, und ihren Ziegen im Winter Säcklein mit heißen Kirschensteinen in den Stall legte. Ich weiß auch, daß ein Neffe meines Großvaters diese Tante in einem Schulaufsatz mit den Worten beschrieb: »Sie hat kein Geld und sonst nichts. An den Händen hat sie Totenmosen.«

Mein Großvater selbst wurde einmal vom Lehrer getadelt, weil er statt heimtückisch heimtürkisch las, was ihm richtiger schien. Ein Satz aus dem damaligen Lesebuch muß heißen haben: »Kurz, unter der zu großen Last erlag der Esel.« Mein Großvater zitierte diesen Satz oft beim Jassen, wenn er sah, daß er keinen Stich mehr machte. Als er fünfzehn Jahre alt war, starb sein Vater an Magenkrebs. Der Arzt fragte nachher die Familie, ob der Vater etwa heiß gegessen habe, worauf alle einmütig sagten: »Jo, dä het heiß gässe.« Ich weiß von meinem Urgroßvater praktisch

nur, daß er die Suppe heiß gegessen hat. Ich wüßte gern mehr von ihm, aber mein Großvater und mein Großonkel sind tot, und so weiß ich nicht mehr von Zuzgen. Doch, meinem Urururgroßvater haben sie das Bein ohne Narkose abgesägt. Er hieß der lange Franz, und man hörte ihn durchs ganze Dorf schreien.

Ich selbst bin nur einmal in Zuzgen gewesen, zu Fuß von Olten aus. Das Haus meines Großonkels stand noch, es war weniger groß, als ich es mir vorgestellt hatte, und die Pappel war weniger hoch. Am Abend habe ich mit einem Verwandten und zwei Bekannten dieses Verwandten im »Adler« gejaßt und vier Franken gewonnen. Mein Partner hieß auch Hohler.

Das ist aber schon ein paar Jahre her, ich habe inzwischen vergessen, wie es wirklich aussieht, und das Haus und die Pappel haben wieder ihre ursprüngliche Größe.

3 Ersatzidyllen zum Überleben

Aarau	Für Leute, die gern entschlossene Anfänge haben.
Graz	Für Liebhaber österreichischer Idyllen.
Heimfahrt von Köln	Für Leser, denen Herisau oder Koblenz nicht liegen und solche, die gern von Deutschland heimfahren.

Aarau

In dieser Stadt bin ich drei Jahre lang zur Schule gegangen. Die Kantonsschule hat heute über tausend Schüler und einen sehr guten Ruf, Wedekind und Einstein sind aus ihr hervorgegangen, auch ein Professor Karrer, der später Nobelpreisträger für Chemie wurde. Er hat wesentlich zur Entdeckung und Synthesisierung der Vitamine beigetragen (ich glaube, Vitamin A vor allem), aber er ist nicht allgemein bekannt, Chemiker dringen weniger ins Volk. Mein Chemielehrer an der Kantonsschule war für das Positive im Leben. Er war Abstinenzler, rauchte nicht und machte uns darauf aufmerksam, daß er die Hände immer so verschränkte, daß die linke Hand über die rechte zu liegen komme. Auf diese Weise strahlte das Strontium in den Leuchtziffern seiner Armbanduhr nicht schädigend in sein rechtes Handgelenk, sondern verbreitete sich direkt auf die vordersten Schüler. Einsteins Maturzeugnis ist noch vorhanden, in Chemie hatte er eine 5, in Französisch eine 3, Genies sollen gewöhnlich schlechte Schüler sein. Die Relativitätstheorie hat er dann in Bern herausgefunden, in einem Haus an der Kramgasse, das heute eine Gedenktafel trägt. Die meisten Aarauer, die es zu etwas bringen, bringen es nicht in Aarau dazu. Eine Ausnahme bildet Paul Hubschmid, der hier als Schüler den Hamlet spielte, was ihm später meines Wissens nie mehr gelang.

Alles, was positiv ist, wird in Aarau geschätzt. So hat die Kantonsschule bis heute noch kein Sprachlabor, weil ein Lehrer den Regierungsrat überzeugen konnte, daß das eine negative Einrichtung ist. Hingegen wird der Ententeich neben dem Eingang des Schulhauses von niemandem in Frage gestellt. In den Zwi-



schenstunden setzen sich die Schüler in die Nischen der großen Kellerfenster. Einmal, als ich mit andern dasaß, kam ein altes Männchen an einem Stock vorbei, hielt an, drehte sich zu uns und sagte: »Vor siebzig Jahren habe ich auch dagesessen.« Auch in Aarau geht die Zeit rasch vorüber.

Kürzlich hatten wir eine Klassenzusammenkunft in Lenzburg, wo wir alle fanden, die Zeit gehe rasch vorüber, aber im Grunde genommen seien wir dieselben geblieben. Mehr schaut bei einer Klassenzusammenkunft nicht heraus.

Dafür gibt es im Aarauer Bahnhofbuffet die besten Crèmeschnitten weit und breit.



Graz

Manchmal kommt man weiter, wenn man eine Stadt mit einem Vogel vergleicht. Wien beispielsweise hat etwas von einem Flamingo, man hat immer Angst, die Beine knicken eines Tages durch. Graz dagegen ist ein Spatz. Alles ist ein bißchen schäbiger, alles ein bißchen dreckiger, alles ein bißchen billiger und alles ein bißchen fröhlicher. Die Vergnügungssteuer heißt hier Lustbarkeitsabgabe. Die paar Kirchen, die die Stadt zu bieten hat, reichen bei weitem nicht aus, sie sehenswert zu machen, auch der Schloßberg, den man in den ersten warmen Frühlingstagen und den letzten schönen Herbsttagen besteigt, ist noch keine Reise wert. Graz ist keine Reise wert, wer hierher kommt, hat hier zu tun, sonst käme er nicht. Russische Reisegesellschaften machen mit Vorliebe einen Tag Aufenthalt in Graz, weil ihre eigenen Städte den Vergleich mit Graz aushalten. Deshalb fühlt man sich hier auch wohler als in Wien.

Wenn die Leute etwas tun, dann sind sie wirklich dabei. Wien ist eine Stadt der Mitläufer, Graz eine Stadt der Mitmacher. Man findet hier ein lebendigeres Publikum als in Wien. Wenn den Leuten etwas gefällt, dann vergleichen sie es nicht zuerst mit etwas anderem, das ihnen auch noch gefällt, sondern dann lachen sie. Graz soll auch die Stadt gewesen sein, welche die Nationalsozialisten am freudigsten begrüßt hat, es fand hier eine Volkserhebung zu ihren Gunsten statt. Heute kann es einem passieren, daß man während des Verzehrs eines Stücks Zwiebelrostbratens dreimal den Marsch »Badenweiler« aus der Music-Box zu hören bekommt und der Wirt beim Kassieren fröhlich sagt, das waren auch nicht die schlechtesten Zeiten.



Man macht sich also offenbar nichts vor und steht zu dem, was man glaubt.

Einmal sollte ich im März ein Gastspiel haben, bekam aber zwei Wochen vorher ein Telegramm, auf dem stand: »Gastspiel leider unmöglich, da Heizung zusammengebrochen. Nur noch Sommertermine möglich.« Vor allem der letzte Satz befremdete mich. Wenn irgendwo eine Heizung zusammenbricht, dann wird sie normalerweise repariert. Nicht so in Graz. Hier sind ab sofort nur noch Sommertermine möglich. Etwas später erhielt ich dann einen Brief, in welchem ausführlich erklärt wurde, wie es damit bestellt war. »Die Reparatur der Heizkörper ist von der Versicherung gedeckt und bereits durchgeführt. Der Heizkessel aber gehört der Stadtgemeinde Graz. Sie hat zwar zugesagt, einen neuen einzubauen, aber trotz heftigem Urgieren unsererseits hat sie sich bis jetzt nicht gerührt, und wir haben die letzte Hoffnung verloren, daß die Heizanlage rechtzeitig funktionieren wird.«

In Graz nützt alles Urgieren nichts.



Heimfahrt von Köln

Auf den Winteräckern liegt Schnee, aber nur so wenig, daß man die magere Schraffur der Furchen noch sieht. Die gräuliche Silhouette eines Fabrikareals schiebt sich vorbei. Aus zwei Kaminen schlägt roter Rauch. Die Blitzableiter sind so dünn, daß man sich wundert, wie der Blitz sie trifft. Der Himmel ist hellblau, der Mond blaßgelb, aber das sind auch nur Worte, wie Mehlern oder Sechtern. So heißen hier Ortschaften.

Das Siebengebirge wirkt nur noch wie eine Kulisse zum Wintermärchen. Die Apfelbäume sehen aus wie große Gehirne, die sich die Landschaft ausdenken. In Remagen erinnert sich meine Frau, daß hier Bekannte ihres Vaters wohnen, welche ihm jedes Jahr zu Weihnachten ein Löffelchen schicken, auf dem es »Remagen« heißt. Das ist auch so ein Name, Remagen, etwa wie Wallraf-Richartz oder Gürzenich. Im Gürzenich habe ich gestern Kabarett gespielt, vor den Professoren der Universität. Der Rektor hielt die Ansprache und bat dann alle Anwesenden, sich recht ruhig zu verhalten, weil die nachfolgende Darbietung vom Westdeutschen Rundfunk aufgezeichnet werde. Die nachfolgende Darbietung war ich. Am nächsten Tag gingen wir ins Wallraf-Richartz-Museum, weil ich gern Bilder sehe. Im Katalog habe ich mir den Ausdruck »mit reich punziertem Goldgrund« angestrichen – ich muß zu Hause unbedingt nachsehen, was punziert heißt.

Jetzt kommen die Rheinstädtlein, bei denen man immer Angst hat, der Zug dränge sie ins Wasser. Man sieht fast nichts mehr. Die Schiffe fahren mit aufgesteckten Lichtern. Einige Pappeln versuchen sich noch gegen die Dunkelheit zu wehren,

indem sie sich vom Schnee abheben. Die paar Laternen nützen auch nicht viel. Bei der Reklame für die Witwen- und Waisenkasse, die blau leuchtend in der Nacht steht, schäme ich mich ein bißchen, daß ich keine Witwe oder Waise bin. Dann kommt wieder eine lange gleichförmige Strecke. Links und rechts hat es reich punzierte Lichtreihen. In der Mitte stelle ich mir den Rhein vor.

HK



WO?
(1975)

Vor der Stadt

Am östlichen Stadtrand von Zürich steht eine blaue Ortstafel mit der Aufschrift »Zürich«. Daneben, sehr viel größer, aber ebenfalls in blau, eine Tafel, auf der es heißt

Chocolat Lindt Milch
 au lait
 al latte

Diese Tafel ist in einem Schutthaufen verankert, der von zahlreichen Schutthaufenpflanzen bewachsen ist, jetzt ist alles noch braun, aber eine Goldraute ist trotzdem der Form nach zu erkennen. Ein Bäumlein hat es auch, mehr als mannshoch, der Schutthaufen muß also schon länger da sein.

Schräg vor der Ortstafel liegen zwei Autowracks, das eine ist auf alten Petrolfässern aufgebockt. Ein bärtiger Mann mit wattierten, schwarzfettigen Handschuhen ist dabei, verwertbare Teile herauszunehmen und wegzutragen, hinter einen sehr großen, durch und durch verrosteten Öltank, der zwischen dem Schutthaufen und der Straße steht, oder liegt. Geradeaus führt die Straße als Brücke über ein dreckiges Fließlein, die Glatt, die hier die Stadtgrenze bildet. Eine Grenze muß man sich hauchdünn vorstellen, wahrscheinlich verläuft sie so, daß die eine Hälfte des Fließleins den Zürchern gehört und die andere den Wallisellern. Auf der Walliseller Seite führt ein Fußweg dem Ufer entlang, für die, die sich getrauen. Er geht in Sichtweite von Maschinenlagerstätten durch, dann sieht man den blassen Rauch eines Abfallfeuers, und weiter hinten, sagt man, soll es Männer

geben, die ihre Schnäbel zeigen. Der Weg heißt »Ida Zuppinger Weg«.

Auf der Zürcher Seite ist rechts der Straße noch eine Tankstelle, ein Weg, der nach rechts abbiegt, ist mit einem Reitverbot belegt. Das erste Stück Walliseller Boden heißt »Pi's Ranch«, worunter ein Wohnwagenpark zu verstehen ist, der Eingang ist torartig aus geschnitzten Holzpfählen gebildet, die durch Wagenräder verziert sind. Weiter hinten gehen zwei Bauplätze ineinander über, einer für die Autobahn, die man bei uns Nationalstraße nennt, und einer für ein Einkaufszentrum mit dem Titel »Glatt«. Mehrere Krane, die sich zum Teil überschneiden, beugen sich über die aufgerissenen Stellen, als ob sie etwas angeln wollten.

Man sieht Baracken, davor parkierte Autos, einen Bagger mit kompliziert schwenkbarer Schaufel, eine Mischmaschine, überlebensgroß. Vor den Baracken wird die Straße umgeleitet, eine Wand von rotweißen Latten, darauf ein großer schwarzer Pfeil, der nach links gerichtet ist, alle Autos drehen also nach links ab. Die Baustelle besteht weiter aus Stahlgerüsten, sehr engmaschig, und aus Betonsäulen, die etliche Meter in die Höhe ragen, aber das, was sie stützen, ist noch nicht da.

Dahinter, weit weg, erkennt man, durch die Perspektive auf gleiche Höhe wie die Betonsäule gebracht, einen mehrstöckigen Wohnblock mit blauen Balkonen und daneben ein etwa dreistöckiges Haus aus der Zeit, wo man Wohnen noch in Verbindung mit Ziegeldächern, Mansardenfenstern und dergleichen brachte.

Mit großen Schritten schwingt sich eine Hochspannungseitung über das Gelände, rechts der Baustellen vorbei, und entfernt sich über die ausgeschlagene Kuppe eines Waldhügels.

Geradeaus und dann links sind einige kleine Industriebetriebe, mit Schuppen, denen man zum Teil noch die Tenne ansieht, und ein Wäldchen. Kleine Stücklein Natur in der Nähe von großen

Städten haben etwas Unheilvolles oder bloß Ungemütliches, oder einfach etwas Ungenügendes. Zwei Mädchen, die mit Velos am Waldrand standen, haben mich mißtrauisch angeschaut, und als ich sie grüßte, hatte ich das Gefühl, sie zuckten ein bißchen zusammen. Hinter dem Wäldchen, das weiß man, wenn man von der andern Seite gekommen ist, befinden sich einige Schrebergärten neben einem ausgedehnten Röhrenlager. Von den Gärten sieht man direkt auf die eisernen Pfahlwände, die von der Firma Gautschi in den Boden gerammt werden.

Ich weiß nicht, was die Leute haben, sagt der Mann in den wattierten Handschuhen, grüßen wollen sie nicht, aber wegen des Abfalls zeigen sie einen an. Weiter hinten, bei einem der Industrieschuppen, bekommt man Schokolade zum halben Preis, Ausschuß, und als er einer Frau gesagt habe, die beladen daherkam, so, längts wieder für nes Jahr? habe sie gesagt, seien Sie ruhig, sonst hole ich die Polizei.

Die Menschen wohnen alle in den Hochhäusern, die man sieht, wenn man sich von der Ortstafel gegen die Stadt dreht. Hier bekommt man anonyme Anrufe – wenn man abnimmt, nachts, sagt jemand, hallo ... hallo, und hängt wieder auf, und das drei, viermal. Ein anderesmal hat man einer Frau am Telefon gesagt, sie soll vor die Türe, es warte unten jemand auf sie, und als sie vor die Tür gegangen sei, sei einer dagestanden und habe gesagt, wenn sie das nächstemal nicht schneller komme, dann schlage er sie tot.

Das sind die Sagen, die man sich am Stadtrand erzählt, niemand weiß genau, ob sie wahr sind, aber alle glauben daran.

Eine Frau, fährt der Alte fort, hat sich letzthin aus dem 13. Stock zum Fenster hinausgestürzt und hat zwei Tage lang tot am Boden gelegen, bevor sie jemand gesehen haben will, zwei Tage lang, dabei hocken die Leute alle hinter den Fenstern und schauen hinaus.

Man muß sehr laut sprechen, wenn man sich hier verständigen will, denn auf der Straße fährt ein Auto nach dem andern durch, von der Baustelle her lärmen die Baumaschinen, und über der Gegend kreisen die Düsenjäger, die vom Militärflugplatz Dübendorf aufgestiegen sind.

Leute sieht man fast keine.

